



Glaubenssachen

Sonntag, 8. September 2024, 08.40 Uhr

„Von guten Mächten wunderbar geborgen“
Über Halt und Geborgenheit in unsicheren Zeiten
Von Regula Venske

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Zu Beginn dieses Jahrtausends, im Jahr 2004, wurde das Wort „Geborgenheit“ im Rahmen eines unter anderem vom Deutschen Sprachrat initiierten Wettbewerbs zum zweitschönsten Wort der deutschen Sprache gekürt, nach „Habseligkeiten“ und vor dem Verb „lieben“. Es war von einer Slowakin eingereicht worden mit der Begründung, dass in ihrer Sprache ein äquivalenter Begriff fehle, und gilt als kaum in andere Sprachen übersetzbar.ⁱ Langenscheidts Schulwörterbuch zum Beispiel gibt für Geborgenheit im Englischen *security* oder auch *sense of security* an, *sécurité*, verzeichnet das französische Taschenwörterbuch, aber Geborgenheit umfasst doch so viel mehr als nur Sicherheit, Schutz und Unverletzbarkeit. Wir assoziieren auch Nähe, Wärme, Seelenruhe, Frieden. Geborgenheit ist ein Zustand und ein Gefühl, dem Begriff eignet sowohl eine soziale als auch eine metaphysische Dimension. Wo aber finden wir Geborgenheit in diesen unsicheren Zeiten, und wie?

Rituale mögen helfen, und so genieße ich es an Tagen, an denen ich keine frühen Termine habe, in der Küche beim Morgenkaffee Zeitung zu lesen, zunehmend online. Allerdings ist die Lektüre mit ihrer täglichen Dosis an schlechten, ja grauenhaften Nachrichten aus aller Welt durchaus geeignet, jedwedes morgendliches Geborgenheitsgefühl – „all Morgen ist ganz frisch und neu, des Herren Gnad und große Treu“ - schnell zu vertreiben. Etwa, wenn ich in der „Elbvertiefung“, dem täglichen Newsletter der ZEIT, von einer kürzlich vorgestellten Studie lese, der zufolge rund 77 Prozent der in Hamburg befragten Jüdinnen und Juden in den vergangenen zwölf Monaten antisemitische Diskriminierung erlebt haben. Mehr als jeder Dritte – 41 Prozent – sagten, sie könnten ihre Religion nicht uneingeschränkt ausüben. Die Zahl derjenigen, die von antiisraelischer Hetze betroffen waren und es seitdem vermeiden, sich als jüdisch zu erkennen zu geben, wird mit 70 Prozent beziffert. Nach Angaben der Hamburger Gleichstellungssenatorin Katharina Fegebank von den Grünen handelt es sich bei dieser Studie um die erste systematische Befragung von Jüdinnen und Juden in Deutschland; 548 Menschen nahmen teil.ⁱⁱ Die Ergebnisse der Befragung sind bestürzend, aber das Phänomen ist nicht neu. Bereits 2018 veröffentlichte die Berliner Museumspädagogin, Bloggerin und Autorin Juna Grossmann ein Buch „über das Leben mit dem täglichen Antisemitismus“, dessen Titel keine Missverständnisse, Beschwichtigungen oder Beschönigungen zulässt: „Schonzeit vorbei“.

„Ich werde immer wurzelloser. Ist hier noch meine Heimat? Ich zweifle.“

Und die Schriftstellerin und Poesietherapeutin Ramona Ambs beantwortete die Frage ihres Sohnes, wo denn eigentlich ein sicherer Ort für die Juden sei, „schlicht und ergreifend“ – so ihre eigenen Worte – „mit NIRGENDWOMEHR“.ⁱⁱⁱ Dieses NIRGENDWOMEHR, über das sie sich kürzlich auf „evangelisch.de“ Gedanken machte, ist das genaue Gegenteil von Geborgenheit:

„NIRGENDWOMEHR hat keine geographischen Koordinaten, keine Grenzen, hat keine Stadtmauern, nicht mal Wände und schon gar kein schützendes Dach. NIRGENDWOMEHR ist für uns mittlerweile überall. Und dieses NIRGENDWOMEHR sitzt tief und uralt in unserer Seele.“

Wenn dieses NIRGENDWOMEHR zu schwer auf der Seele laste, so Ramona Ambros, dann helfe ein Blick in die Psalmen, etwa den 18. Psalm, in dem Gott als sicherer Ort und Zuflucht angerufen wird:

"... mein Gott, mein Fels, bei ihm suche ich Zuflucht..."

In meiner Lutherbibel heißt es:

„Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter; mein Gott, mein Hort, auf den ich traue, mein Schild und Berg meines Heiles und mein Schutz!“

In manchen deutschen Übersetzungen, so meint Ramona Ambros, klinge das recht wuchtig, etwa, wenn von einer „unbezwingbaren Festung“ die Rede sei; der Gott dieser Übersetzungen scheine ein echter *Safe Space* zu sein. Zu fragen bleibt allerdings, ob die Mehrheit der Christen ihren Gott in diesem Bild der „festen Burg“ noch immer gespiegelt sehen.

Zu meinem Morgenritual gehört auch, dass ich mich am täglichen Cartoon im guten alten analogen Abreißkalender des New Yorker erfreue. Manchmal rätsele ich über die Bedeutung, oftmals amüsiere ich mich. Einige dieser Cartoons haben mich in den vergangenen Monaten besonders nachdenklich gestimmt. So stehen wir im Cartoon vom 29. April, wiewohl in einiger Entfernung, auf einer Wolke einem übergroßen, bärtigen Gottvater gegenüber, der von einigen Engeln – männlich, weiblich und vielleicht auch divers – umgeben ist. Im Vergleich zur mächtigen Gottesgestalt sind die Engel eher schwächlich, ihre Körperhaltung lässt sie ein wenig verschüchtert, auch skeptisch erscheinen. Den Zorn Gottes fürchte er nicht, raunt ein Engel dem neben ihm Stehenden zu. Aber dessen nervöses Lachen jage ihm höllische Angst ein. Warum sollte der Vater im Himmel nervös lachen? Die Antwort gibt ein Cartoon aus einem früheren Jahr, der durchs Internet geistert: Da sitzt Gott, auch hier mit Heiligenschein und langem Bart dargestellt, mit entsetztem Gesichtsausdruck auf seinem Thron in den Wolken: Gerade hat er im Laptop, den er auf den Knien jongliert, so ist der Unterschrift zu entnehmen, alle Gebete der Menschheit in seinem Spam-Ordner gefunden! Kein Wunder also, wenn wir im Cartoon vom 27. Juni den Propheten mit seinem Pilgerstab auf dem Gipfel des Berges Sinai stehen sehen und ihn in den Lichtstrahl, der aus den Wolken auf ihn fällt, die Sätze hochrufen hören, die wir in den vergangenen Jahren in unzähligen Zoom-Konferenzen nur allzu oft selbst gesagt oder gehört haben:

Hallo? Hallo? Ich glaube, du bist noch stumm geschaltet?

I think you're on mute? Im Deutschen drücken wir uns in der Regel nicht so höflich aus, sondern schreien nur „Mikro, Mikro!“ Aber sei es drum. Halt und Geborgenheit sind von einem solcherart dargestellten Gott nicht unbedingt zu erwarten. Oder doch? Oder ganz anders? Ich komme darauf zurück.

Als junges Mädchen neigte ich zu einer gewissen Schwermut. Ich hatte das Urvertrauen des Kindes verloren, aber noch nicht zu der reifen Erwachsenenhaltung gefunden, die dies auszuhalten gelernt hat. Was half, war der Song “You’ve got a

friend", gesungen von James Taylor – oder auch meinem Freund mit Gitarrenbegleitung; dass Text und Musik eigentlich aus der Feder der Singersongwriterin Carole King stammten, wussten wir noch nicht.

Wenn du niedergeschlagen bist, wenn alles schief läuft, der Himmel mit dunklen Wolken verhangen ist und der alte Nordwind weht – dann schließ deine Augen und denk an mich – Winter, Frühjahr, Sommer und Herbst, du musst nur rufen und ich werde da sein ...

Ein klares, einfaches Lied; eine Warnung vor kalten Menschen, die einem die Seele stehlen, wenn man sie nur lässt; ein unverbrüchliches Freundschaftsversprechen, das man als Liebeslied hören kann – und das taten wir damals, dessen Text mich aber jetzt, im Abstand einiger Jahrzehnte, auch die alten Psalmen und Gospels assoziieren lässt. Carole King, geborene Klein, aus jüdischem Elternhaus in Brooklyn stammend, hat sich in der US-amerikanischen Friedens- und Bürgerrechtsbewegung engagiert, im Umweltschutz und dem Black History Month.

Ein weiteres, Geborgenheit und Trost spendendes Vademecum in meiner Jugendzeit war ein Gedicht des Schriftstellers Manfred Hausmann, dessen Lyrik, Essays und nicht zuletzt Predigten nach dem Zweiten Weltkrieg viel gelesen wurden und dessen Werke daher in vielen elterlichen Bücherregalen standen. Freilich war es nicht das Gedicht an sich, sondern die Tatsache, dass mein Freund es mir aufgeschrieben hatte und dass es somit ein weiteres Versprechen enthielt. Ich möchte es hier frei nach meinem Gedächtnis zitieren – im Internet finde ich andere Fassungen, die mir aber nicht so zusagen wie die Worte, die ich in Erinnerung behalten habe. Aber bitte nicht missverstehen, das hat nichts mit Anmaßung zu tun. Es bedeutet nur, dass mir diese Worte so ins Gedächtnis gebrannt sind, dass ich sie mir in gewisser Weise anverwandelt habe. Denn es waren ja eben nicht nur abstrakte Worte, sondern gelebte: Worte, die Geborgenheit verhiessen.

*Ich möchte eine alte Kirche sein,
voll Weihrauch, Dunkelheit und Kerzenschein.
Wenn du dann diese trüben Stunden hast,
gehst du herein zu mir mit deiner Last.
Du neigst dich tief, die große Tür fällt zu,
nun sind wir ganz alleine, ich und du.
Und wagst du nicht, allein zu Gott zu dringen,
will ich als Orgel ferne mit dir singen.
Dann summt die Wölbung, und die Kerzenflammen
Fließen so golden über dir zusammen.
Ich möchte eine alte Kirche sein,
voll Weihrauch, Dunkelheit und Kerzenschein ...*

Vielleicht finden Sie dies ein wenig kitschig, ja, Hausmann, der in seiner Jugend der Wandervogelbewegung angehörte und sich nach neuromantischen Anfängen in den 1930er Jahren dem Christentum zuwandte, war sicherlich ein Vertreter einer bürgerlichen deutschen Innerlichkeit, vielleicht auch Inneren Emigration. Geschenk.

Interessant finde ich aber doch, dass, wenn wir über Geborgenheit nachdenken, neben dem Aufgehobensein im Sozialen auch Orte eine gewisse Rolle spielen. Ein Dach überm Kopf, ein feste Burg, eine alte Kirche. Und ebenso Orte in der Natur: das Sternenzelt, eine Lichtung im Wald oder ein Schatten spendender Baum.

„Welche Wurzeln greifen, welche Zweige wachsen / Aus diesem Geröll?“^{iv}

Seit ich mit 17 Jahren T. S. Eliots Gedicht „*The Waste Land*“, Das Wüste Land, las, sind mir Fragen wichtiger als jede Antwort. Gern reiße ich auch mal ein Pflänzchen aus, um die Stärke der Wurzeln zu prüfen. Oder reiße, wenn andere es sich gemütlich machen, die Fenster weit auf, um Zugluft hereinzulassen. Zum Thema Halt und Geborgenheit hörte ich vor Jahren einen Satz, der mich mehr als alles, was ihm voranging, irritierte.

„Du kannst nicht tiefer fallen als in Gottes Hand.“^v

Eigentlich eine schöne Formulierung, angelehnt an eine apokryphe alttestamentliche Schrift, das Buch Jesus Sirach, und an den Eingangssatz des Liedes 533 aus dem Evangelischen Gesangbuch, geäußert im Februar 2010 von der Theologin Margot Käßmann. Sie erinnern sich: Käßmann trat damals von ihren Ämtern als Ratsvorsitzende der evangelischen Kirche in Deutschland und als Bischöfin der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover zurück, nachdem sie mit 1,54 Promille Blutalkohol eine rote Ampel überfahren hatte.

Mich hat der Satz damals ziemlich provoziert. Nach meinem Empfinden – und vielleicht wird dieser Gedanke nun wiederum Sie, die Sie mir zuhören, provozieren – grenzte diese frohe Gewissheit doch etwas an Selbstgefälligkeit, und dass die enttäuschten Fans Frau Käßmann flugs zur Bischöfin der Herzen erklärten, war mir ebenfalls suspekt. Aber vielleicht hatte diese Äußerung vielmehr mit psychologischer Befindlichkeit als mit Glaubensgewissheiten zu tun, oder besser gesagt: Die Art und Weise des Glaubens hat genau damit zu tun: mit Psychologie. Bindungstheoretiker^{vi} unterscheiden sicher gebundene und unsicher gebundene Bindungstypen. Die ersteren sind im Vorteil, auf der sicheren Seite eben. Auch wenn sie mal über die Stränge schlagen und sich beim Überfahren roter Ampeln erwischen lassen: Gott hat sie lieb, fängt sie auf und gibt ihnen Halt, und alles ist gut so.

Die unsicher Gebundenen sind wesentlich ärmer dran. Ihnen gegenüber hat sich Gottvater oder -mutter selbst nicht immer an die Regeln gehalten. Oder sie haben die Spielregeln, wenn es denn welche gab, nicht begriffen. Auf ihre existentielle Unsicherheit: „Bin ich gerade in Gottes Hand, oder fährt jemand betrunken Auto?“ reagieren sie wiederum unterschiedlich. Der eine Bindungstyp, dessen Stil Psychologen als vermeidend bezeichnen, denkt sich: „Um Himmels willen, bloß nie wieder mit diesem Herrn Auto fahren!“ Und wird Atheist. Die anderen, unsicher gebundene, anklammernde Typen, tun alles dafür, um bloß nicht allein weiterzugehen und schließen sich vielleicht Fundamentalisten an. Aber ob sie nun abweisend sind oder um jeden Preis festhalten wollen, immer wieder drohen die unsicher Gebundenen von Gottes Handtellerrand runterzufallen. Nicht, weil sie selbst etwas angestellt hätten. Sondern weil dieser Gott sie zutiefst irritiert. Oder weil andere Leute sich auf seiner Hand schon zu breit gemacht haben.

In einer Fernsehreportage sah ich ein Mädchen aus Burkina Faso, elf Jahre alt, mit dem leeren, verloschenen Blick einer Greisin. Das Kind war völlig allein und auf sich gestellt auf dem Weg an die Elfenbeinküste. Wie so viele andere, die dorthin verschleppt werden oder verkauft, um für uns auf den Kakaoplantagen zu schuften. 230 Euro, das war der Preis, der für ein Kind genannt wurde; zum Vergleich: Für Weihnachtsgeschenke gaben die Deutschen 2023 pro Kopf mehr als das Doppelte aus, billige Schokolade inbegriffen. „Du kannst nie tiefer fallen als in Gottes Hand“: Ob das Mädchen aus Burkina Faso mit diesem Satz etwas anfangen könnte? In der evangelischen Inselkirche auf Juist gibt es ein Glasfenster, das eindrücklich das schöne norddeutsche Kirchenlied „Wie mit grimmigem Unverstand“ illustriert:

Wie mit grimmigem Unverstand Wellen sich bewegen. / Nirgends Rettung, nirgends Land vor des Sturmwind's Schlägen. ... / Christ Kyrie, komm zu uns auf die See.

Die Jünger / Fischer / wir unsicher Gebundenen sitzen ängstlich im schwankenden Boot. Hilfesuchend recken wir die Hände zu Jesus. Groß, übermächtig, eigentlich unnahbar steht er da, die Hand erhoben wie ein Verkehrspolizist – nein, natürlich nicht; die Hand erhoben wie segnend, dem Sturm Einhalt gebietend. Seltsam farblos und leer ist diese Hand. Doch die sturmgepeitschte See unter dem Boot leuchtet grün wie sein Heiligenschein. Ob diese wilden Wellen für uns eine Art Hand sind? Wurzeln können wir darin nicht schlagen, Hoffnung nicht mit nassforscher Selbstgewissheit verwechseln, Geborgenheit nicht mit Gemütlichkeit. Dies ist kein Sofa, auf dem wir es uns bequem machen können, um Kakao zu trinken, der von Kindersklaven geerntet wurde.

Reiche mir dann liebentbrannt, Herr, Herr, deine Glaubenshand ...

So heißt es im Lied. Eine Hand fürs Schiff, eine fürs Leben, sagt der Seemann. Wir können beide Hände ausstrecken: eine nach rettendem Halt für uns selbst, die andere nach dem Kind aus Burkina Faso. Und so hat es ja auch Margot Käßmann immer gehalten und theologische Verkündigung stets mit gesellschaftspolitischen und sozialen Themen und Kritik verbunden. Was für ein großartiger Satz also, ihr „Du kannst nicht tiefer fallen ...“; ein Satz, an dem man sich abarbeiten kann. Ansporn und Vorbild kann uns auch die Haltung sein, wie sie uns in den Schriften Dietrich Bonhoeffers aus der Gestapo-Haft begegnet. Was hätte er wohl dazu gesagt, dass sein Gedicht, das er im Dezember 1944 als Weihnachtsgruß für seine Verlobte und die Familie schrieb, von inzwischen mehr als 70 Komponisten vertont wurde? Und 2021 wurde es bei einer Umfrage der Evangelischen Kirche Deutschlands, an der 10.000 Menschen teilnahmen, zum beliebtesten Kirchenlied gewählt, noch vor den Liedern „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ und „Großer Gott, wir loben dich“:

Von guten Mächten wunderbar geborgen, / erwarten wir getrost, was kommen mag. / Gott ist bei uns am Abend und am Morgen / und ganz gewiß an jedem neuen Tag.

Freilich muss auch diese tiefe Geborgenheit im Metaphysischen von und zwischen Menschen hergestellt werden und sich im Sozialen bewähren. Ramona Ambs aber

geht noch einen Schritt weiter, wenn sie schreibt, es sei nicht Gottes Aufgabe, in dieser Welt für Sicherheit zu sorgen, das sei „unser Job“. Sie zitiert Etty Hillesum, die jüdische Schriftstellerin und moderne Mystikerin, die zu Zeiten der Verfolgung durch die Nationalsozialisten in ihr Tagebuch schrieb:

„Nur dies eine wird mir immer deutlicher: dass du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir dir helfen müssen, und dadurch helfen wir uns letzten Endes selbst. Es ist das einzige, auf das es ankommt: ein Stück von dir in uns selbst zu retten, Gott.“

Gott, so schreibt Ramona Ambs, sei ihr „Zuflucht, Fluchthelfer und Flüchtender zugleich“. Was für eine schöne, besondere Sichtweise! Es bleibt der Appell an uns, im Kleinen wie im Großen: einander zu halten und somit Gott selbst Raum und Geborgenheit zu geben!

* * *

Zur Autorin:

Dr. phil. Regula Venske, lebt als freie Schriftstellerin in Hamburg. Für ihr Werk wurde sie u. a. mit dem Oldenburger Kinder- und Jugendbuchpreis, dem Deutschen Krimipreis und dem Lessing-Stipendium des Hamburger Senats ausgezeichnet.

ⁱ [Das schönste deutsche Wort: Deutscher Sprachrat \(deutscher-sprachrat.de\)](https://www.deutscher-sprachrat.de)

ⁱⁱ [Zeitverlag Newsletter](#) Elbvertiefung vom 16.07.2024

ⁱⁱⁱ Hier und im Folgenden: [NIRGENDWOMEHR | evangelisch.de](https://www.nirgendwomehr.de)

^{iv} „What are the roots that clutch, what branches grow / Out of this stony rubbish?“ Übersetzung RV

^v [Margot Käßmann \(margotkaessmann.de\)](https://www.margotkaessmann.de)

^{vi} Vgl. im Folgenden auch Lee A. Kirkpatrick: „Attachments and Religious Representations and Behavior“, in: Jude Cassidy + Philip R. Shaver (eds), Handbook of Attachment. Theory, Research, and Clinical Applications. The Guildford Press New York + London, pp. 803-822